rücksichtslos und verkehrt erscheint, die längerfristigen Resultate in sozialer wie religiöser Hinsicht ihnen aber Recht geben, hat der Historiker dies als Faktum zur Kenntnis zu nehmen.

Makumira (Tanzania)

Heinrich Balz

Tibi, Bassam: *Der Islam und Deutschland – Muslime in Deutschland*. DVA / Stuttgart–München 2000, 399 S.

TIBI beginnt seinen Band mit zwei Erinnerungen: 638 betrat der Kalif Omar Ibn al-Khattab Jerusalem. Doch das Angebot des Patriarchen Sophronius, in der Grabeskirche das Mittagsgebet zu verrichten, nahm er nicht an, da er befürchtete, »seine eifernden Nachfolger würden den Ort, an dem er gebetet (hat), für den Islam in Anspruch nehmen«. Genau das geschah als türkischen Islamisten 1968 erlaubt wurde, im Kölner Dom das Freitagsgebet zu verrichten. Sie bedankten sich anschließend beim Erzbistum von Köln für die Übergabe des Domes, der ihnen nach der Tradition nun gehöre. Mit dieser historischen Einführung signalisiert der Vf. von Anfang an die Schwierigkeiten des Themas. Sie kommen auch in dem Doppeltitel zum Ausdruck. In seinem Buch geht es dem Vf. einmal um die zurückliegende Geschichte des Islam in Deutschland, während der 2. Titel die aktuelle Situation in Deutschland seit den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts meint, die der Vf. für den Augenblick seiner Veröffentlichung mit 3,3 Millionen Muslimen und mehr als 1500 Moscheen beschreibt. Die Schwierigkeiten, die die Herstellung des Buches genauso wie die persönliche Einstellung des Vf. mit sich brachten, sind im Vorwort erklärt, nicht freilich die geschwärzte Seite 34/5 im Einleitungsteil, in dem er sich zunächst mit den heutigen Verständnis- und Integrationsproblemen auseinandersetzt, u.a. mit der Haltung von Muslimen Fremden gegenüber, mit Indoktrination und Integration, mit der Frage nach den Gesprächspartnern, mit Integrationsunwilligkeit und -unfähigkeit.

Im Hauptteil des Buches (ab S. 57) umkreist der Vf. dann sein Thema in 11 Kapiteln. Kap. 1 ist den Selbst- und Fremdbildern gewidmet und zeigt in einem ersten Überblick den Aufbau von Vorurteilen, verbunden mit wechselseitiger Arroganz und Geringschätzung. Kap. 2 beschreibt den Islam als ein von Einheit wie Vielheit geprägtes Gebilde, das in einer Umgebung wie der deutschen Zivilisation nach seiner Gestalt ruft, zumal es nicht einseitig als Religion zu kennzeichnen ist. Der Vf. führt an dieser Stelle aber zugleich in die Grundgestalt der islamischen Religion ein. Kap. 3 und 4 befassen sich einmal mit der Begegnung des Islam in der Zeit der Aufklärung bis zur wilhelminischen Ära, – einer Zeit, für die der Vf. von »deutsch-islamischer Freundschaft« sprechen kann, die in Lessing und Wilhelm II. ihre Repräsentanten haben, sodann von der »arabisch-islamischen Germanophilie von Herder bis Hitler«. Die Zeit nach dem 2. Weltkrieg schafft eine deutliche Zäsur mit dem Kalten Krieg und dem aufbrechenden Zivilisationskonflikt, in der sich Muslime neu bewertet sehen als »gute« und »schlechte« Muslime (Kap. 5). Der erwachende Sinn für den weltweiten Pluralismus bringt zugleich neue Formen des Miteinanderlebens mit sich. Kap. 6 handelt von der Koexistenz in technisch-wissenschaftlicher Kooperation und dem beginnenden Kulturdialog, aber auch von den neuen Formen des Fundamentalismus, von Islam und Islamismus.

Danach drängt sich der 2. Aspekt des Buches stärker in den Vordergrund: die Muslime im heutigen Deutschland (Kap. 7). Nicht unwichtig ist hier, wie sich Muslime in ihrer neuen Lebensumwelt selbst sehen und verstehen. Ein eigenes Problem stellt die Einordnung der islamischen Religionsgemeinschaft in einer fremdreligiösen Umgebung dar. Frage: Kann die christliche Kirche hier ein Modell sein, zumal der Islam sich nicht einheitlich gibt (Kap. 8)? Gilt für den Islam »im Schatten von Kreuzzug und Djjihad« der Ruf nach Dialog oder nach neuem Djjihad (Vf. spricht von »Neo-Djjihad« (Kap. 9) – ein Grundproblem, das er in Kap. 10 im Anschluss an Huntington und

Herzog weiterverfolgt. Abschließend fordert er in Kap. 11 einen europäischen Islam, nicht jedoch einen deutschen Sonderweg. Warum der Vf. sich nur von den deutschen Protestanten wünscht, dass sie »jenseits ihrer gesinnungsethisch gedeuteten Nächstenliebe, die hier erläuterten Zusammenhänge verstehen« (349), bleibt freilich sein Geheimnis.

Das Buch ist, so wie es vorliegt, eine große Hilfe auf dem Weg gegenseitiger Verständigung und verdient nachdrückliche Beachtung.

Düsseldorf

Hans Waldenfels

Willers, Ulrich (Hg.): *Beten: Sprache des Glaubens, Seele des Gottesdienstes. Fundamentaltheologische und liturgiewissenschaftliche Aspekte* (Pietas liturgica 15), A. Francke-Verlag / Tübingen–Basel 2000, 507 S.

Aus zugleich erfahrungsbezogenen wie reflexiv-rekonstruktiv angelegten interdisziplinären Tagungen des Mainzer Instituts für Liturgiewissenschaft erwachsen, entwerfen diese insgesamt 28 Beiträge ein differenziertes Panorama gegenwärtiger Theologie und Praxis des Gebets. Vom Herausgeber kundig und sensibel eingeführt, werden aktuelle Kontexte entworfen, um in einer Doppelbewegung einerseits Schätze der Tradition zu heben und zu vermitteln sowie andererseits, eher prospektiv und perspektivierend, nach Wegen zu suchen, eine zeitgemäße Spiritualität und Realisierung des Gebets zu fördern. Dabei gerät nicht zufällig die Frage nach der (Über-)Personalität Gottes im interreligiösen Gespräch, also auch vor dem Forum philosophischer Vernunft, ins Zentrum. Eng verbunden damit ist die Verhältnisbestimmung von Gebet und Meditation. Wenngleich der Schwerpunkt der Publikation auf einer innerchristlichen Selbstvergewisserung liegt, führen wenigstens einige Beiträge auch explizit in die Weite des interreligiösen Gesprächs, zumal nach Indien. Ein Aufsatz stellt zudem die jüdische Gebetstradition und ihre christlich-theologische Bedeutung dar. Die Fülle der Blickrichtungen, Fragestellungen und Ergebnisse wird leider nicht in perspektivierenden Zusammenfassungen und/oder Registern gesichert. Immerhin schließt der Band mit einem Netzwerk von bedenkenwerten »Anregungen zur Erneuerung des täglichen Gebetes« in Thesenform.

»Das christliche Gebet folgt der Ordnung der Offenbarung in umgekehrter Richtung« (94). Dieser Grundsatz einer trinitarisch konzipierten Gebetstheologie steht im Zentrum eines ersten Durchgangs durch das weite Themenfeld – mit Beiträgen vor allem systematischer Theologie, die die innere Einheit von Gottesglauben und Gebet als Dank, Bitte und Klage entfalten und damit die theodramatische Struktur christlichen Beziehungshandelns unterstreichen. Dem dient auch ein ausführlicher Bericht über die große Gebetsfeier beim Mainzer Katholikentag zum Thema »Hiobsbotschaften«. Die Beiträge von WERBICK, WILLERS, SCHALLER, WOHLMUTH und PAINADATH umkreisen treffsicher die »Dimensionen einer Gebetstheologie«, befragen freilich den Reichtum der Mystikgeschichte noch zu wenig. Der zweite Durchgang sucht stärker schon nach praktischen Vermittlungsfeldern dessen, was glaubend und nach-denkend zum Gebet gesagt werden kann. »Wie kommt Beten konkret zur Sprache, wie gibt man Gebeten Sprache?« (13) Die Aufsätze von PAHL und GREULE geben Einblick in die gegenwärtig intensiven Bemühungen um eine Messbuchrevision. Die weiteren Beiträge suchen nach Formen, das gottesdienstliche Gebet »sinnlicher« und lebendiger zu gestalten – in Gesten und Riten, in Tanz, nicht zuletzt in deutlicher geschlechtsspezifischer Gottesdienstgestaltung, zumal von Frauen. Fulbert STEFENSKY, der ökumenische Grenzgänger, steuert dichte »Beobachtungen aus konfessionspezifischer Sicht« bei.

Das dritte Kapitel fragt nach konkreten Erfahrungen mit dem Beten in Gegenwart und vor allem auch Geschichte des bisherigen Christentums – angefangen bei der jüdischen Gebetstradition, dazu beim gregorianischen Choral oder auf mystischen Wegen wie im Karmel oder im (ostkirchlichen)